

Die Rückkehr eines Untoten

Ist Donald Trumps erneute Präsidentschaftskandidatur im Jahr 2024 eine ausgemachte Sache?

Nicht unbedingt, schon kreisen erste Geier über ihm.

Gastkommentar von Stephan Bierling



«They never come back» – so lautet die Regel beim Schwergewichtsboxen für geschlagene Weltmeister. Auch US-Präsidenten, welche die Bürger oder die eigene Partei nach nur einer Amtszeit zum Teufel jagten, bleibt die Rückkehr ins Weisse Haus fast immer versagt. Neun der zehn Präsidenten, denen ein solches Schicksal widerfuhr, versuchten die erneute Wahl erst gar nicht. Allein der Demokrat Grover Cleveland schaffte es Ende des 19. Jahrhunderts, nach einer Schlappe vier Jahre später eine weitere Amtszeit zu gewinnen.

Doch siehe da: Mit Donald Trump arbeitet 130 Jahre danach erstmals wieder ein abgewählter Präsident an seinem Comeback. Wobei «Comeback» die Sache nicht ganz trifft: Trump war eigentlich nie weg, selbst nach seiner Niederlage blieb er die dominante Figur seiner Partei. Wären heute und nicht erst 2024 Vorwahlen für die Nominierung des republikanischen Kandidaten, hätte er die besten Chancen. Ende Juni sah ihn das Umfrageinstitut Morning Consult bei 53 Prozent. Auf den Rängen folgten Floridas Gouverneur Ron DeSantis mit 22 und Ex-Vizepräsident Mike Pence mit 8 Prozent.

Er ist wie eine Droge

Der wichtigste Grund für Trumps Stehvermögen: Seine Jünger, die er 2015 und 2016 um sich scharte und mit denen er die Herrschaft über die Republikanische Partei errang, bleiben ihm ergeben. Sie machen gut die Hälfte der Parteibasis aus, und sie sind organisiert, lautstark und kampfbereit. Auch zeigt das trumpische Kommunikationsuniversum bis heute kaum Risse. Er mag von Twitter und Facebook verbannt sein, aber jede seiner Verlautbarungen saugen die Medien, rechte wie linke, begierig auf. Er ist wie eine Droge, von der die USA nicht loskommen, weil sie für ein ständiges Glücks- oder Empörungs-High sorgt.

Dazu profitiert Trump von der neuen Brisanz seiner Themen: Die illegale Einwanderung ist auf dem höchsten Stand seit zwei Jahrzehnten, die Inflation geht durch die Decke, die Mordrate steigt rapide, die Demokraten driften nach links, Joe Biden wirkt fahrig und führungsschwach.

Wie sehr Trump die Partei kontrolliert, zeigt nichts besser als folgende Tatsache: Fast alle republikanischen Kandidaten, die sich heuer partei-internen Abstimmungen stellen müssen, pilgerten in den vergangenen Monaten zu dessen Residenz Mar-a-Lago in Florida. Die Unterstützung des Ex-Präsidenten gilt als unabdingbar für die eigene Karriere. Aufgrund von Gerrymandering, der Manipulation von Wahlkreisgrenzen, und der parteipolitischen Polarisierung gibt es nämlich kaum mehr Wettbewerb bei den Kongresswahlen. Im kommenden November stehen 435 Sitze im Repräsentantenhaus und 35 im Senat zur Abstimmung – weniger als zehn Prozent davon sind hart umkämpft. Die wirkliche Hürde ist vielmehr die Vorwahl in der eigenen Partei, und da kann Trump seine treuen Bataillone ins Feld schicken.

Gestandene Politiker der Republikaner buhlen um seine Gunst wie zweitklassige Mafiosi um

Die Republikanische Partei wirkt heute wie eine Sekte, die den Eingebungen des Führers bedingungslos folgt.

die von Don Vito Corleone in «Der Pate». In den wichtigen Senatsvorwahlen in Ohio und Pennsylvania warfen sich die Bewerber gegenseitig vor, nicht loyal genug gegenüber Trump zu sein. Es gibt kaum eine Website eines republikanischen Politikers, die dem Ex-Präsidenten nicht lobhudelt und im besten Fall ein Bild der beiden beim Handschlag zeigt. Die Partei wirkt heute wie eine obskure Sekte, die den Eingebungen des Führers bedingungslos folgt. Die Lüge von der gestohlenen Wahl 2020 ist dabei ein polit-religiöser Lackmuse: Nur wer sich solch esoterischem Unsinn verschreibt, bekommt Einlass zur Trumpwelt.

Ist die Rückkehr des Untoten als republikanischer Präsidentschaftskandidat 2024 also ausgemachte Sache? Nicht unbedingt. Vor sieben Jahren, als er seine Kandidatur mit Brimborium vor bezahlten Claqueuren verkündete, besass er noch ein Alleinstellungsmerkmal. Kein anderer Bewerber wagte es, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Protektionismus und Isolationismus zum Kern eines Wahlkampfes zu machen und Krakeelen zum Markenzeichen zu erheben. Heute ist eine Karriere bei den Republikanern ohne diese Merkmale kaum mehr vorstellbar. Insofern hat Trump die Partei stärker verändert als jeder andere Politiker seit Theodore Roosevelt Anfang des 19. Jahrhunderts.

Dass der Trumpismus auf ganzer Linie siegte, droht für seinen Schöpfer allerdings zum Problem zu werden. Ruchlos hat Trump seine Agenda durchgeboxt, rachsüchtig hat er alle in der Partei niedergewalzt, die sich ihm aus politischen oder moralischen Gründen widersetzen: Senator John McCain, die Bush-Dynastie oder die wenigen aufrechten Kongressmitglieder, die für sein Impeachment stimmten. Liz Cheney, Mitglied im Untersuchungsausschuss des Kongresses zum Umsturzversuch vom 6. Januar 2021 und wichtigste Repräsentantin des klassischen Konservatismus, dürfte das nächste Opfer werden.

Aber es fällt Trump schwerer, sich der Konkurrenten zu entledigen, die ihm ideologisch nachzueifern. Niemand tut dies geschickter als Ron DeSantis, der Gouverneur von Florida, dem drittgrößten Gliedstaat der USA. Als unbekannter Kongressabgeordneter gewann er sein jetziges Amt 2018, weil er Trump imitierte und dafür dessen öffentlichen Segen erhielt. Für einen Wahlwerbepot liess sich DeSantis sogar filmen, wie er mit seiner kleinen Tochter Lego spielt und ihr «Bau die Mauer» zuruft. Inzwischen versucht der Gouverneur jedoch, sich von seinem Ziehvater zu emanzipieren. Er lässt sich selten in Mar-a-Lago blicken, führt seinen Staat auf strammen Rechtskurs, tritt fast so oft bei Fox News auf wie Trump und kritisiert dessen Corona-Politik mit Lockdown und Masken als Verrat an Freiheitsrechten.

Der Ex-Präsident erkennt, was für ein gefährlicher Rivale ihm da heranwächst. Er befürchtet, dass ihm DeSantis genau jene Wähler abspenstig macht, die er als Erster hofierte. Er hasst es, wie wenig unterwürfig sich der Gouverneur verhält. Und Trump antwortet in typischer Manier: In privaten Gesprächen schmätzt er DeSantis als «langweilige Persönlichkeit» und keinen ernsthaften Kandida-

ten für die Wahlen 2024. Allerdings hat dieser von Trump gelernt, dass amerikanische Politik heute wie eine Kneipenprügelei funktioniert: Man muss zuerst zuschlagen. Ende Juni liess DeSantis wissen, er werde Trump nicht um Unterstützung für seine Wiederwahlkampagne als Gouverneur bitten. Das ist ein unerhörter Akt des Ungehorsams, den in der Republikanischen Partei in den vergangenen sechs Jahren bis auf Senator Mitt Romney kein Hochkärter politisch überlebte.

Dass DeSantis ihn jetzt wagt, zeigt, dass erste Geier über Trump kreisen. Selbst langjährige Unterstützer des Ex-Präsidenten geben zu, dass ihm die Enthüllungen des Kongressausschusses zum Umsturzversuch zu schaden beginnen. Es verdichtet sich das Bild eines von Trump über Wochen ausgeheckten Plans, die Verfassungsordnung der USA mithilfe rechtsextremer Milizionäre gewaltsam zu beseitigen. Sein Ex-Justizminister William Barr gab zu Protokoll, der Präsident habe damals «jeden Bezug zur Realität verloren».

Das Alter als Malus

Hinzu kommt die Altersfrage. Bei seinem Einzug ins Weisse Haus 2017 war Trump mit 70 Jahren der älteste Präsident in der amerikanischen Geschichte. Der vier Jahre ältere Biden hat ihm 2021 diesen Rekord abgenommen. 2025 wäre Trump 78 – ein Malus, zumindest wenn der Amtsinhaber nicht noch einmal antritt. Viele seiner Fans vergöttern ihren Heroen zwar, weil er ihnen die Mauer, erzkonservative Richter am Supreme Court und Dauerrebellion gegen das Establishment gab. Aber mehr und mehr von ihnen sind seiner Vulgarität, seiner Skandale und seines Selbstmitleids überdrüssig.

Vor allem Grossspender und Parteistrategen ermüdet der Zirkus, den der Ex-Präsident mit jedem seiner Auftritte und jeder seiner Äusserungen auflöst. Sie wissen, dass Trump weisse Wutbürger wie kein Zweiter an die Wahlurnen peitschen kann. Doch sie wissen ebenfalls, dass er 2020 für die Partei nicht nur die Präsidentschaft verlor, sondern auch das Repräsentantenhaus und den Senat. Der einzige Fluchtweg der Republikaner für 2024 ist deshalb: jemanden finden wie Trump, aber weniger verrückt.

Das ist selbst dem alten Mann in Mar-a-Lago mit seinem animalischen Instinkt für politische Stimmungen klar. Ursprünglich wollte er seine Kandidatur für die Nominierung der Partei nach den Zwischenwahlen im November bekanntgeben. Jetzt redet er davon, diesen Termin vorzuziehen, vielleicht schon auf diesen Sommer. Was er als Befreiungsschlag sieht, dürften viele als Schwäche interpretieren. Und Schwäche, das hat Trump den Republikanern eingeblutet, ist ein politisches Todesurteil.

Stephan Bierling lehrt internationale Politik an der Universität Regensburg. Zuletzt erschien von ihm «America First. Donald Trump im Weissen Haus» im Verlag C. H. Beck.